

Das Testament

Autor(en): **Zweifel, Lilly**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 18

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Das Testament

Von Billy Zweifel

Die alte Frau, die ein halbes Leben lang gehungert und sich im Gewande äußerster Armut gezeigt, kam aufs Sterbebett und ließ den Pfarrer kommen, um bei ihm Trost zu finden. Sie hatte nie zuvor daran gedacht, daß sie einmal sterben müsse, und die Aussicht, in ein unbekanntes Land, in einen schwer vorstellbaren Zustand übersiedeln zu müssen, stand schwarz und erschreckend vor ihren Augen. Warum sagten einem die Mitmenschen nie etwas davon, warum schwiegen sie alle und markteten und feilschten miteinander, als ob das Erlitten von Vorteilen ewig dauern würde? Warum sagten sie nicht öfters zueinander: „Du, eigentlich ist das nicht so wichtig, was wir da miteinander haben! Überlegen wir einmal, daß wir mitten aus unsern Geschäften hinauskommandiert werden und nehmen wir den Fall nicht so schwer! Handeln wir so, als ob wir schon morgen abberufen würden!“

Sie stellte diese Frage auch dem Pfarrer: „Du“, sagte sie zu ihm, „verwundere dich nicht, daß ich du zu dir sage! Aber an dir wäre es gewesen, zu mir zu kommen und mir ins Gesicht zu sagen: Annemarie, vielleicht bist du schon morgen tot! Warum schreiest du denn so? Pfarrer, warum hast du mir das nie gesagt?“

„Annemarie“, antwortete der Pfarrer, „du hast einen so bösen Hund, der läßt keinen ins Haus, und mich schon gar nicht! Einmal hat er mir meinen Mantel zerrissen, und du hast hinter deinen Fenstern gelacht und mir böse Worte nachgerufen!“

„Hab ich das?“ machte die Alte nachdenklich. „Dann muß dies sehr lange her sein. Aber nun bist du da, und ich möchte dich etwas fragen. Du bist ein studierter Herr und kannst mir Antwort geben, wenn du willst. Aber lüg mich nicht an!“

„Ich kann dir vielleicht nicht antworten ... es kommt drauf an, was du wissen willst. Schau, die Studierten wissen oft nicht mehr als die Unstudierten. Erfahrung ist wichtiger als Studieren!“

„Warum studiert man denn?“ brummte die Sterbende unwillig. „Aber ich will nicht mit dir streiten. Du sollst mir sagen, ob einem Menschen alles angerechnet wird, was er getan hat ... und auch, was er gelitten hat.“

„Alles wird ihm angerechnet ... ja ... alles ... Aber das ist gar nicht so wichtig, was uns angerechnet wird. Viel wichtiger ist, daß die ganze Rechnung durchgestrichen werden kann, wenn wir etwas mitbringen: Den Glauben und die Versöhnung ... Und d a r u m solltest du dich in dieser Stunde bemühen, Annemarie ...“

„Schon recht, schon recht!“ rief sie ungeduldig. „Ich wollte vor allem wissen, ob uns auch d a s angerechnet wird, was wir erlitten haben. Und es ist gut, daß es in der Rechnung nicht fehlt ... du hast es ja gesagt! Ich habe nämlich allerlei erlitten, Pfarrer! Und wenn man so viel erleidet, ist es schwer, die Versöhnung zu finden. Es ist ganz schön, was du von der Versöhnung sagst, aber wenn man zu viel gelitten hat, stimmt es mit der Versöhnung und dem Glauben schlecht. Es hängt eben alles miteinander zusammen!“

Der Pfarrer zögerte mit seiner Antwort. Er sah, wie tief die Kummerfurchen das Gesicht der alten Annemarie zerrissen hatten. Er erinnerte sich auch an allerlei Dinge, die man ihm

von der Sterbenden erzählte. Von Schicksalen, welche die Frau auf ihren Elendsweg gebracht und sie außerhalb der Gemeinschaft gestellt. Außerhalb der Hablichen und Geachteten, auch außerhalb der Durchschnittlichen und unter sich Gleichen. Es gab in der ganzen Gemeinde keine einsame Frau, die sich so vor den Mitmenschen fürchtete und absonderte, keine, die dermaßen allein war. Und der Gedanke drängte sich ihm auf, die Frau erzählen zu lassen. Von ihrem Erlittenen.

„Ja, Pfarrer“, sagte sie, als er sie freundlich bat, ihm zu beichten, was sie so bitter stimme, „es ist viel und ist doch nur eine e i n z i g e Sache, die mich plagt. Das weißt du, daß mein Mann davongelaufen ... nach Amerika oder Australien ... was weiß ich wohin! Und daß mir mein einziges Kind genommen wurde, kaum daß es zu lachen angefangen! Und daß mir die Eltern gestorben, als ich noch ein Kind war! Und daß sich meiner niemand annahm als die Armenpfleger, die mich von einem Platz an den andern verdingten, bis ich groß geworden! Und daß ich wieder auf nichts gestellt war, als mein Mann mich mit dem Heimwesen und den Schulden allein gelassen und ich in der Gant alles verloren? Ja, ja, das sind einige Schläge, die zusammen s i e b e n Menschen erschlagen könnten. Aber zuletzt zählen sie alle wie einer, und man fragt nicht mehr, warum der Mann gegangen und warum einem der Herr das Kind genommen. Nur noch, warum nichts bei einem geblieben, gar nichts! Warum man nichts haben durfte ... niemals zeigen durfte, daß man etwas habe! Denn sofort wäre einer gekommen, ein Mensch oder ein Teufel, und hätte es genommen ...“

„Du hast das Vertrauen verloren, Annemarie“, sagte der Pfarrer, „und wer das Vertrauen verliert, der verliert alles!“

„Nicht so dumm reden“, zürnte die Alte. „Man hat mir das Vertrauen genommen, so ist das! Aber ich möchte dir etwas zeigen!“

Sie wühlte im Strohsack unter ihrem Kissen und zog einen ordentlichen Sack hervor, dazu ein Büchlein und andere Papiere. „Schau her, Pfarrer, hier ist das, was ich zusammengepart ... es sind genau fünfundsiebzigtausend Franken. Ich habe sie behalten, weil ich niemanden davon wissen ließ, und weil ich in Lumpen gegangen und mich von Kartoffeln und blauer Milch nährte. Darum sind sie mir geblieben. Und ich habe dazu getragen und dazu getragen, weil ich hoffte, ich würde einen finden, der d o c h mein Vertrauen verdient und dem sie zum Segen gereichen werden. Wenn ich einen fände ... weißt du, dann würde ich auch die Versöhnung und den Glauben finden. Ganz sicher! Aber ... ich habe keinen gefunden ... und das läßt mir keine Ruhe!“

So lautete die Beichte der Alten, und der Pfarrer stand ratlos da und schüttelte nur den Kopf. Endlich aber suchte er die Achseln und sprach zaghaft: „Ich glaube, du mußt es halten wie der liebe Gott selbst! Schenk dein Geld einem Unwürdigen und frag nicht, wie lang es gehen wird, bis er dein Vertrauen verdienen könnte!“

Der Gedanke war der Alten neu und schlug wie ein Blitz in ihrer Seele ein. Sie begann sich in letzter Stunde damit zu beschäftigen, und als der Pfarrer ihre Hütte verließ, glaubte sie ein kleines Licht in der Tiefe ihres Dunkels zu sehen.